



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Metzen, Hans von: Montesquieu

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

sein, aber ich habe sie nie wieder so genossen. Poseidon war gnädig und sandte uns endlich „nach sehnlichem Harren günstigen Fahrwind.“ Aber er führte uns nur bis in die Nähe unsers Zieles, dann mußten wir „arbeitend mit schöngelätteten Rudern“ das Meer erregen, „und müd hinsanken die Glieder.“ Die Sonne schwand, die Sterne zogen herauf, und uns narrete lange das Südwestkap von Lemnos. Fern im Westen glitt das Licht eines großen Dampfers dahin. Und endlich, endlich leuchteten uns auch die Lichter von Kastro. Nach vierzehnstündiger Fahrt liefen wir wieder in den Hafen ein.



## Montesquieu

Von Hans von Mezen



or hundertundfünfzig Jahren, am 10. Februar 1755, verschied Montesquieu, der große französische politische Schriftsteller, der bekanntlich im Verein mit Rousseau einen außerordentlich weitgehenden Einfluß auf die Gestaltung der staatlichen Verhältnisse der ganzen Welt ausgeübt hat. Er war geboren am 18. Januar 1689 auf dem Schlosse La Brède bei Bordeaux und stammte aus einer vornehmen Adelsfamilie, die dem Lande eine Reihe wackerer Krieger und tüchtiger Juristen geliefert hatte. Er wurde 1714, sobald er das vorschriftsmäßige Alter von fünfundzwanzig Jahren erreicht hatte, Rat bei dem Parlamente zu Bordeaux, dem obersten Gerichtshofe der Provinz Guyenne. Im folgenden Jahre heiratete er Jeanne de Lartigue, die ihm hunderttausend Livres zubrachte, eine vortreffliche, tüchtige Frau war, aber nur wenig Reize hatte. Merkwürdigerweise war bei der Eheschließung vor dem Pfarrer einer der Zeugen ein Schneider, der seinen Namen nicht unterschreiben konnte. Ein Onkel von Montesquieu, président à mortier (Senatspräsident) bei demselben Parlamente, der ihn nach dem frühzeitigen Tode des Vaters in seine Obhut genommen hatte, hatte die Dame für ihn ausgesucht. Im Jahre 1716 erhielt Montesquieu selbst die Stelle des Onkels, die ihm dieser mit seiner ganzen übrigen Habe testamentarisch hinterließ. Alle diese Posten waren damals in Frankreich vererbliche und veräußerliche Vermögensobjekte.

Montesquieu fand wenig Geschmack an Amt und Familie. Er benahm sich in beiden Lebenskreisen mit Anstand aber entzog sich ihnen soviel wie möglich und hielt sich mehr in Paris als zu Bordeaux oder auf seinem Gute La Brède auf. Er war ein Mann von viel Geist aber kein Heiliger. Er liebte ernste Studien sehr, schätzte aber andererseits auch die Welt und das Vergnügen. Wollte man diesen Zug des leichtlebigen Gascogners mit Rücksicht auf die sonstige Größe des Mannes unterdrücken, so bliebe sein Bild unvollständig. Auch seine Schriften würzte er, dem damals herrschenden Geschmack entsprechend, vielfach mit Laszivitäten. Es war die Periode vor und nach der Regentschaft des Herzogs von Orléans.

Das literarische Erstlingswerk von Montesquieu waren die „Persischen Briefe,“ die 1721 zu Amsterdam gedruckt wurden, und zwar wegen der möglichsten Umgehung der Zensur anonym, unter Nennung eines Kölner Verlegers. Die Schrift hatte einen ungeheuern Erfolg. Im Jahre 1721 kamen vier Auflagen und vier Nachdrucke heraus. Sie war eins der Bücher, die im richtigen Augenblicke, geschickt und fest zugreifend, das aussprechen, was alle schon, wenn auch noch mehr oder weniger dunkel, fühlten. Regierung und Verwaltung, die gesamten Zustände Frankreichs, namentlich aber die Kirche wurden darin geistreich, mit äußerster Schärfe angegriffen. Man verübelte es jedoch Montesquieu hier und da mit Rücksicht auf seine Stellung, daß er dergleichen geschrieben hatte. Man meinte, das hätte er einem gewöhnlichen Libellenschreiber überlassen sollen. Daß er der Verfasser sei, obwohl er diese Ehre öffentlich ablehnte, wußte jeder. In den „Persischen Briefen,“ die wahrscheinlich bald verboten wurden, figurieren zwei Perser, die Frankreich bereisen, sich wechselseitig über ihre Eindrücke schreiben, auch an ihre Freunde in der Heimat darüber berichten und von ihnen Antworten empfangen.

Montesquieu fand in der guten Gesellschaft zu Paris die seinem Range und seiner Persönlichkeit gebührende Aufnahme. Namentlich besuchte er zunächst viel den berühmten Salon der Marquise de Lambert und den Klub de l'entresol im Hause des Präsidenten Hénault, beides Sammelplätze der geistigen Koryphäen. Bei Hénault ging es lustig zu. Dieser hohe Beamte, eine der bedeutendsten Erscheinungen des damaligen Paris, scheute sich nicht, Abends nach aufgehobener Tafel im engern Kreise selbstverfaßte Schelmenlieder in Hemdsärmeln vorzusingen. Der Klub wurde später von dem Minister Kardinal Fleury unterdrückt, weil man dort angefangen hatte, sich zuviel über Politik zu unterhalten. Montesquieu war auch auf dem Schlosse von Chantilly, dem Wohnsitze des Herzogs von Bourbon, dem nach dem Tode des Regenten von 1723 bis 1726 die Herrschaft in Frankreich zufiel, ein gern gesehener Gast und wußte das Wohlwollen der Freundin des Herzogs, der Madame de Prie, und seiner Schwester, der königlichen Prinzessin Marie Anne de Bourbon, Mademoiselle de Clermont, zu erwerben, die die Heldin des gleichnamigen Romans der Madame de Genlis ist.

Montesquieu verfaßte für Mademoiselle de Clermont den „Tempel von Knidos“ und bereitete der hohen Dame eine der Zeitsitte entsprechende Huldigung, indem er in ihrer Gesellschaft das Werkchen vorlas, ein süßes Gefäusel von Venus und ihren Nymphen, von verliebten Schäfern und Schäferinnen, die sich auf blumigen Wiesen und in lauschigen Hainen umhertummeln. Das für unsern Geschmack ungenießbare Elaborat beweist eine seltsame Vielseitigkeit des Verfassers. Das Buch wurde, nachdem es inzwischen im Manuskript Verbreitung gefunden hatte, 1725 zu Paris, als unter den hinterlassenen Papieren eines griechischen Bischofs aufgefunden, mit obrigkeitlicher Erlaubnis gedruckt.

Montesquieu präsentierte sich bei der „französischen Akademie,“ die schon zu jener Zeit das große Ziel des Ehrgeizes aller Franzosen war, die wegen ihrer sozialen Stellung in Verbindung mit irgendwelcher, manchmal recht geringfügiger literarischer Betätigung darauf Anspruch erheben zu können glaubten. Er erfreute sich der Fürsprache der Madame de Lambert, die durch ihre Freunde

auf die Wahlen einen sehr großen Einfluß ausübte. Mehr als die Hälfte der Mitglieder der Akademie war damals durch den Salon Lambert in die illustre Körperschaft gelangt, die damals aus drei Kardinalen, sechs Bischöfen, neun Abbés, zwei Marschällen, sechs Herzögen und Pairs, fünf Verwaltungs- und drei richterlichen Beamten, sowie einigen Schriftstellern bestand. Montesquieu wurde auch gewählt, aber die Regierung verweigerte in dankbarer Erinnerung an die „Persischen Briefe“ die nötige Genehmigung unter dem Vorwande, daß er nicht zu Paris wohnhaft sei. Das kränkte ihn tief. Er verkaufte die Präsidentenstelle zu Bordeaux und verlegte seinen Wohnsitz nach der Hauptstadt. Im Jahre 1728 wurde er nun nochmals in die Akademie gewählt, und Fleury ließ Montesquieu jetzt zu, nachdem dieser ihm in einer Audienz zufriedenstellende Erklärungen gegeben hatte. Montesquieu verkündete in seiner Antrittsrede in hohen Tönen das Lob von Ludwig dem Vierzehnten und Richelieu, die er in den „Persischen Briefen“ stark mitgenommen hatte. Überhaupt dürfte nicht zu verkennen sein, daß er sein ganzes Leben lang ein vorsichtiger, den Umständen Rechnung tragender, Konflikte möglichst vermeidender Mann war. Er gab alle seine Werke anonym und die meisten im Auslande heraus. Erregte er damit Anstoß, so ließ er es an guten Worten nicht fehlen. In seinen Schriften befließigte er sich einer großen äußerlichen Zurückhaltung, Ruhe und Gemessenheit und pflegte sachlich sehr heftige Angriffe in maßvolle Worte einzukleiden. Montesquieu wurde aber doch seiner Wahl nicht froh, da ihm der Vorsitzende Mallet, der ihn in der feierlichen Aufnahmesitzung bewillkommen mußte, in seiner Ansprache allerhand versteckte Bosheiten zum besten gab, sodaß Montesquieu die Pariser Akademie nur noch zweimal in seinem Leben besuchte und nie mehr darin das Wort ergriff.

Er beschloß, Europa zu bereisen, um die staatlichen Institutionen, die Charaktere, die Gebräuche und die Zustände der einzelnen Völker zu studieren und so weitere Materialien für sein Lebenswerk, den „Geist der Gesetze,“ zu sammeln. Er besuchte zuerst Deutschland, namentlich Wien, dann Ungarn, Venedig. Hier begegnete er mehreren interessanten Fremden, unter andern Lav, der dort Zuflucht gesucht hatte, nachdem sein „System“ in Frankreich zusammengebrochen war, und er von da unter Zurücklassung seines ganzen Vermögens hatte flüchten müssen. Lav trug sich noch immer mit finanziellen Projekten. Namentlich beschäftigte er sich jedoch viel mit der Ausklügelung gewinnversprechender Kombinationen für die damals üblichen Hazardspiele, womit er hauptsächlich seinen Lebensunterhalt gewann. Dann lernte Montesquieu zu Venedig den Lord Chesterfield, den englischen Gesandten im Haag, kennen, bekannt durch die vom moralischen Standpunkt aus zum Teil etwas bedenklichen „Briefe an seinen Sohn.“ Die Angelegenheiten der Republik erregten das ganz besondere Interesse von Montesquieu. Er zog überall Erkundigungen ein, schnüffelte überall herum und machte sich Berge von Notizen. Plötzlich glaubte er wahrzunehmen, daß sein Interesse durch die venezianische Regierung eine unerwünschte Erwiderung fand, und hielt es für ratsam, schleunigst zu verschwinden. Bei der Überfahrt nach dem Festlande bemerkte er, daß verschiedene Gondeln dem Fahrzeuge, worin er sich befand, in verdächtiger Weise näher

kamen, und überantwortete, von Schrecken ergriffen, seine gefährlichen Manuskripte dem Meere. Es geschah aber nichts. Nachdem er sich in Rom längere Zeit aufgehalten hatte, bereiste er die Schweiz, die Rheinlande und Holland, wo er mit Chesterfield wieder zusammentraf, an den er sich eng angeschlossen. Der Lord entführte ihn auf seiner Nacht mit nach England und nahm ihn dort gastlich bei sich auf. Durch seine eignen Beobachtungen und eingehende Studien, vor allem der Schriften von John Locke, entdeckte Montesquieu in England: le gouvernement libre, wovon man in Frankreich auffallenderweise bis dahin eigentlich noch keine Ahnung gehabt hatte. Er teilte Europa diese Entdeckung in seinem „Geiste der Gesetze“ mit und wurde der Prophet der konstitutionellen Monarchie. Ein Demokrat war er durchaus nicht. Er verachtete vielmehr das niedere Volk so gründlich, daß er die damalige Regierungsform von Holland als die „Freiheit der Kanaille“ bezeichnete. Dabei war er adelsstolz, bemühte sich, Marquis zu werden, sprach mit Vorliebe von „seinen Vasallen“ und ließ seinen Stammbaum ausarbeiten, was eine große Lebensangelegenheit für ihn war. Er schwärmte nicht nur für die Prerogative des Parlaments zu Bordeaux, sondern er war auch ein überzeugter Anhänger der Privilegien des Adels sowie des Klerus und innig davon durchdrungen, daß der französische Staat ohne diese Klassenvorrechte nicht bestehen könne. Es waren das Halbwahrheiten, die den Erfahrungsfaß bestätigen, wie sehr angeborene Vorurteile und das persönliche Interesse geeignet sind, auch eine hervorragende Intelligenz in die Irre zu führen. Auch Mirabeau liebte seinen Titel. Als er in der Nacht vom 8. August 1789 aus der Sitzung der konstituierenden Nationalversammlung zu Versailles, worin unter seiner tätigen Mitwirkung die Abschaffung aller Privilegien beschlossen worden war, nach Hause kam, faßte er seinen Kammerdiener bei den Ohren und schrie ihm zu: „Kerl! Ich hoffe, für dich bleibe ich doch immer der Herr Graf!“

Nach dreijähriger Abwesenheit kehrte Montesquieu 1731 nach La Brède zurück, fand dort seine Familie wieder, die Kinder recht gewachsen, und widmete sich fortan hauptsächlich der Ausarbeitung des „Geistes der Gesetze.“ Während der Vorarbeiten hierzu erschienen von ihm 1734 in Amsterdam die „Erwägungen über die Ursachen der Größe und des Niedergangs der Römer,“ wofür ihm sein Aufenthalt zu Rom und die dort empfangnen großartigen Eindrücke die Anregung geliefert hatten, sowie bald nachher als Nachtrag dazu der „Dialog zwischen Sulla und Cukrates,“ worin Sulla nach seiner Abdankung einem Philosophen gegenüber sein Leben und seine Handlungen zu rechtfertigen versucht. Die „Erwägungen usw.“ sind ein durch originelle Gedanken und glänzende Darstellungsweise ausgezeichnetes Werk, das jedoch der Tiefe entbehrt, eine ausreichende Kritik der Quellen vermissen läßt und in historischer Hinsicht vielfach eine auffallende Unzulänglichkeit zeigt. Dem heutigen Stande der geschichtlichen und der archäologischen Forschung genügt es jedenfalls nicht, Mängel, die bei so manchem großen Schriftsteller jener Periode, namentlich auch bei Voltaire, zu bedauern sind. Die „Erwägungen“ hatten in Frankreich weniger Erfolg als im Auslande. Man witzelte, die „Persischen Briefe“ seien die „Größe,“ die „Erwägungen“ der „Niedergang“ von Montesquieu. Friedrich

der Große interessierte sich sehr für die „Erwägungen“ und verschah sein Exemplar mit vielen Randbemerkungen. Napoleon der Erste eignete sich dieses Exemplar 1806 zu Sanssouci an. Talleyrand entlieh es später und vergaß das Zurückgeben. Es scheint verschwunden zu sein. Ein Teil der Randbemerkungen ist jedoch veröffentlicht worden. Napoleon der Erste wollte von „Sulla und Cukrates“ gar nichts wissen. Er sagte: Welche Erleuchtungen kann das Werk dem Geiste der jungen Leute meiner Regierung liefern? Was ist die Moral dieses prächtigen Geschwäzes! — Keine! Nichts von der pompösen Analyse von Sulla ist wahr.

Der „Geist der Gesetze“ wurde 1748 zu Genf anonym in zwei Bänden gedruckt und war ein literarisches Ereignis ersten Ranges. Obwohl die Zensur die Einfuhr des Buches nach Frankreich und seinen Verkauf einstweilen nicht erlaubte, besaß es dort jeder Gebildete, der etwas auf sich hielt. Grimm schreibt, daß es allen Franzosen den Kopf verdreht habe, man finde es auf den Toilettenstischen der feinen Damen wie in den Studierstuben der Gelehrten. Ende 1750 hob Malesherbes, nachdem er Direktor des Buchhandels geworden war, das Verbot auf. In weniger als zwei Jahren erschienen zweiundzwanzig Auflagen, und das Werk, worin die englischen Verhältnisse mit etwas parteiischer Vorliebe behandelt sind, wurde in alle Sprachen übersetzt. Es umfaßt einunddreißig Bücher, wovon die ersten acht über die Grundgesetze der einzelnen Staaten, die folgenden sieben über die untergeordneten Gesetze handeln. Die Bücher 26 bis 31 enthalten einen Versuch über das römische Erbrecht und eine Geschichte der Lehnsgesetzgebung in Frankreich. Die doch sehr wichtige Gestaltung der Kommunalverwaltung in den verschiedenen Ländern ließ Montesquieu völlig unberücksichtigt. Der „Geist der Gesetze“ verdankte seinen bestimmenden Einfluß auf die öffentlichen Einrichtungen Europas hauptsächlich der dadurch zum Gemeingute aller gemachten Theorie von der Notwendigkeit der Trennung der Staatsgewalt in gesetzgebende, richterliche und Exekutivgewalt. Er hatte dieses Prinzip keineswegs erfunden. Es war seit lange die Grundlage des englischen Staatslebens. Die übrige Welt war jedoch achtlos daran vorbeigegangen. Nun schallte aber die Stimme von Montesquieu machtvoll durch alle zivilisierten Staaten, bis nach Nordamerika hinüber, und die Idee verschwand nicht mehr aus dem öffentlichen Bewußtsein, bis sie, wenn auch zum Teil erst nach vielen Jahren, fast überall Verwirklichung fand.

An Angriffen auf Montesquieu wegen des Buches fehlte es freilich nicht. Er hatte sich darin verächtlich über die Steuerpächter ausgesprochen. Einer davon, Dupin de Chenongaux, der Urgroßvater der George Sand, rächte sich, indem er 1749 „Betrachtungen über einige Teile . . . des Geistes der Gesetze“ drucken ließ. Montesquieu, talentvoll und blendend, aber oberflächlich und flüchtig, hatte sich im einzelnen manche Blößen gegeben, die Dupin gegen ihn verwertete. Wie George Sand in ihrer Lebensgeschichte behauptet, veranlaßte Madame de Pompadour, die überhaupt eine Gönnerin der Gelehrten und der Schriftsteller war und Montesquieu sehr wohlwollte, Dupin, sein Werk nach dem Erscheinen zu unterdrücken, was von anderer Seite abweichend dargestellt wird. Höchstwahrscheinlich war es übrigens im wesentlichen von Rousseau

verfaßt, der genau in jener Zeit als Sekretär bei dem schriftstellernden Generalpächter Dupin tätig war.

Friedrich der Große studierte den „Geist der Gesetze“ auch angelegentlich, aber das Buch scheint nicht in demselben Maße seine Billigung gefunden zu haben wie die „Erwägungen,“ denn de Mauvertuis, der Präsident der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, schrieb an Montesquieu, der König habe im „Geiste der Gesetze“ verschiedene Dinge gefunden, mit denen er nicht übereinstimme. Die Jesuiten griffen das Werk im Journal de Trévoux maßvoll, die Jansenisten in den Nouvelles Ecclésiastiques mit größerer Bitterkeit an. Die Sorbonne zu Paris hatte lange Verhandlungen wegen einer Verurteilung des Buches, beruhigte sich aber schließlich. Zu Rom wurde es von der Kongregation auf den Index gesetzt.

Voltaire war auch nicht sehr erbaut davon. Er arbeitete gerade an seinem „Versuche über die Sitten,“ und das Buch von Montesquieu kam ihm in die Quere. Der eitle und mißgünstige Mann liebte überhaupt Montesquieu nicht, und dieser konnte Voltaire nicht leiden. Voltaire machte die Werke von Montesquieu schlecht. Er hatte die „Persischen Briefe“ „kindisch“ und „Schund,“ den „Tempel von Knidos“ „herzlich schlecht“ genannt und von den „Erwägungen über Rom“ behauptet, sein Rivale habe darin „einen hochwichtigen Gegenstand sehr leichtfertig behandelt.“ Montesquieu fühlte sich wegen seiner sozialen und gesellschaftlichen Stellung über Voltaire hoch erhaben, bezeichnete ihn als polisson de lettres und sagte, „Voltaire sei der Mann, der in möglichst kurzer Zeit möglichst viel zu lügen vermöge.“ Im übrigen lobte Voltaire Montesquieu, wenn man diesen angriff, und tadelte ihn, wenn man ihn pries, in beiden Fällen aber fragte er, wie Sorel bemerkt. In dieser Richtung bewegten sich auch zwei Publikationen von Voltaire, die lange nach dem Tode von Montesquieu erschienen, die „Unterredungen von A., B., C.“ von 1768 und der „Kommentar über den Geist der Gesetze“ von 1777.

Montesquieu alterte, umgeben von der allgemeinen Bewunderung, und konnte seinen Ruhm noch einige Jahre genießen. Er schrieb, abgesehen von der „Verteidigung des Geistes der Gesetze,“ nichts wesentliches mehr. Leider erblindete er schließlich fast ganz, was er jedoch mit heitrer Fassung trug. Er starb, sechsundsechzig Jahre alt, zu Paris. Bei seinem Tode standen ihm zwei treue Freundinnen bei, die Herzogin von Aiguillon, die Mutter des letzten Ministers Ludwigs des Fünfzehnten, und Madame de Saint-Maur.

Auch nach Montesquieus Hinscheiden wirkte sein „Geist der Gesetze“ weiter fort. Die Kaiserin Katharina die Zweite von Rußland nannte das Buch „ihr Brevier,“ machte Auszüge daraus und übergab sie der von ihr zur Ausarbeitung eines allgemeinen russischen Gesetzbuches ernannten Kommission. Freilich hütete sie sich, in der Praxis von den Prinzipien des von ihr verehrten Schriftstellers Gebrauch zu machen, womit sie vermutlich wegen der besondern Verhältnisse Rußlands teilweise Recht hatte. Die Urheber des preussischen Landrechts und der nordamerikanischen Verfassung dürften unter dem Einfluß von Montesquieu gestanden haben. Die sogenannten „Hefte“ des dritten Standes der französischen Generalstaaten von 1789, die dessen Reformwünsche enthielten, waren größtenteils

teils dem „Geist der Gesetze“ entnommen. Das Werk wirkte sehr wesentlich auf die französische Konstitution von 1791 und auf die Verfassungen der Restauration sowie die der Zuliregierung ein. Die verschiedenen französischen Republiken hatten natürlich weniger Verwendung dafür.



## Junge Herzen

Erzählung von Christopher Boeck

(Schluß)



in armseliges Haus!

Ja, das brauchte nicht über die Eingangstür geschrieben zu werden, wenn man mit dem Namen Haus überhaupt die klaffenden, gespaltnen, wurmfressigen, durchlöcherten Bretter bezeichnen konnte, die hierhin und dorthin schwankten.

Helene klopfte an die Tür und trat ein. Da stand Ebba und sah sie ängstlich an.

In einem Bett lag eine bleiche, abgeehrte Gestalt.

Zwei kleine Kinder lagen an der Erde und bauten sich eine Gebirgslandschaft aus Sand, in die sie kleine Birkenzweige pflanzten.

Ebba machte einen Knicks; sie nahm ein Kleidungsstück von einem Stuhl, damit Helene sich setzen könnte, und dieser wurde es klar, daß die kleine Ebba hier den Haushalt führte, wenn sie nicht in der Schule war. Helene mußte sich wohl oder übel setzen, obgleich die Luft so drückend war, daß man kaum atmen konnte.

Auch der kranken Frau schien das Atmen schwer zu werden. Helene stand auf und wollte die Fenster öffnen, aber sie waren zugenagelt.

Da öffnete sie die Tür, und über die Diele strömte die frische Luft herein. Die Kranke lächelte, sagte aber nichts.

Helene sah sich um. Wie reinlich und wie hübsch war es hier bei so geringen Mitteln: auf den Fußboden waren Wacholderreiser gestreut, und die verschliffenen Gardinen schimmerten schneeweiß. Über der Kommode lag eine selbstgemalte Decke, auf der einige Photographien und ein Paar schreckliche Porzellanhunde standen, die Vasen vorstellten, mit Immortellen in den offenen Köpfen.

Ebba zeigte auf die Wand. Da hingen der schwedische König und die Königin.

Und da — ja, wirklich — das war die dänische Prinzessin Ingeborg mit ihrem „Verlobten.“ Welches Birkenlaub schmückte die Bilder. Ebba erklärte, das sei noch vom Mittsommertag.

Nun aber kam die Miezelage mit zwei kleinen Mädchen unter dem Bett hervor.

Sie mußten das dänische Fräulein auch begrüßen.

Mieze suchte sich einen Sonnenfleck auf dem Fußboden, während die kleinen Nasen umherprangen. Die kleinen Kinder lachten. Die Kranke aber stöhnte.

Helene fragte: Kommt denn der Doktor nicht?

Niemand verstand sie.

Da holte Helene ihr Portemonnaie hervor, zog Ebba zu sich heran und legte zwei große silberne Münzen in die Hand der Kleinen, indem sie sagte: Du bist ein tüchtiges kleines Mädchen! Und darum sollst du eine dänische und eine schwedische Münze haben. Das ist der dänische, und das ist der schwedische König, die wollen euch helfen.

Die Worte verstand keins von ihnen, aber die glänzenden Geldstücke redeten die Weltsprache, die alle verstehen.